Muße und Moderne

Herausgegeben von
Tobias Keiling, Robert Krause
und Heidi Liedke

Otium.
Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße

Mohr Siebeck

Otium

Studien zur Theorie und Kulturgeschichte
der Muße

Herausgegeben von

Elisabeth Cheauré, Gregor Dobler, Monika Fludernik,
Hans W. Hubert und Peter Philipp Riedl

Beirat

Barbara Beßlich, Christine Engel, Udo Friedrich,
Ina Habermann, Richard Hunter, Irmela von der Lühe,
Ulrich Pfisterer, Gérard Raulet, Gerd Spittler,
Sabine Volk-Birke

10

Muße und Moderne

Herausgegeben von

Tobias Keiling, Robert Krause
und Heidi Liedke

Mohr Siebeck

Tobias Keiling, Dr., PhD. Forschungsstipendiat am Human Dynamics Centre der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Studium der Philosophie, Soziologie und des Europa- und Völkerrechts in Freiburg, Basel und Paris; 2013 PhD am Boston College, USA, und Promotion zum Dr. phil. an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; 2013–2016 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Freiburger Sonderforschungsbereich 1015 „Muße".

Robert Krause, Dr. Phil. Akademischer Mitarbeiter am Deutschen Seminar, Abteilung Neuere deutsche Literatur, der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Assoziiertes Mitglied der Forschungsstelle „Nietzsche-Kommentar" der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; 2009 Promotion an der Universität Freiburg; 2012–2013 Postdoc-Stipendiat der Fritz Thyssen Stiftung; 2013–2014 Mitarbeiter am SFB 1015 „Muße"; Herbst 2016 Forschungsaufenthalt in Paris im Rahmen eines sozialwissenschaftlich ausgerichteten deutsch-französischen Kooperationsprogramms zum Thema ‚Arbeit' (WZB / FMSH).

Heidi Liedke, Dr. Feodor Lynen Postdoc-Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung an der Queen Mary University of London, GB; 2013–2016 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Freiburger SFB 1015 „Muße"; 2016 Promotion zur Dr. phil. im Fach Englische Philologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; seit 2017 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Anglistik an der Universität Koblenz-Landau, Campus Landau.

Diese Publikation entstand im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 1015 „Muße" und wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert.

ISBN 978-3-16-156337-9 / eISBN 978-3-16-156338-6
DOI 10.1628/978-3-16-156338-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über *http://dnb.dnb.de* abrufbar.

© 2018 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohrsiebeck.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Rottenburg/N. aus der Minion gesetzt, von Gulde Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Großbuchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

Umschlagabbildung: Dodo, Trübe Ahnung/1929. © akg-images.

Printed in Germany.

Vorwort

Was kennzeichnet Muße in der Moderne? Dieser Frage gingen Philosophinnen und Philosophen, Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler während einer Vorlesungsreihe des Freiburger Sonderforschungsbereichs (SFB) 1015 „Muße" in den Jahren 2015 und 2016 nach. Ihre Vorträge sind hier in ausgearbeiteter Form versammelt sowie um weitere thematisch einschlägige Beiträge ergänzt. Eine Einleitung stellt unsere konzeptionellen Überlegungen zu den Leitbegriffen ‚Muße' und ‚Moderne' dar.

Wir danken dem Vorstand des SFB, der unsere zweisemestrige Vorlesungsreihe und deren Publikation finanziell gefördert und organisatorisch mitgetragen hat. Ebenso danken wir den Herausgeberinnen und Herausgebern für die Aufnahme des Bandes in die Otium-Reihe, den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern im Peer-Review-Verfahren für hilfreiche Hinweise und den Beiträgerinnen und Beiträgern für ihre Kooperation. Klaus Hermannstädter und Susanne Mang danken wir für Lektorat und Herstellung im Verlag Mohr Siebeck.

Freiburg, Dezember 2017 Tobias Keiling/Robert Krause/Heidi Liedke

Inhaltsverzeichnis

Robert Krause
Muße und Moderne. Zur Einführung 1

Jan Gerstner
Idyllische Arbeit und tätige Muße. Transformationen um 1800 7

Pia Florence Masurczak
'The opulent baboos […] filling out [their] cellular tissue
with sebaceous deposits'. Körper als Aushandlungsorte von Müßiggang . 19

Nassima Sahraoui
Ent-Setzen, -Halten, -Stellen, -Rücken.
Drei Bemerkungen zur Zeitlichkeitsstruktur von Faulheit und Muße 35

Günter Figal
Muße und Einfachheit.
Henry David Thoreaus literarisches Lebensexperiment 51

Martin Jörg Schäfer
Ein „edel Ding um Musse und Müssiggehen" und Nietzsches
Metaphorologie der Arbeit 61

Annika Schlitte
Kein Raum für Muße? Georg Simmel und die ‚ruhelose Rhythmik'
der Moderne 75

Peter Philipp Riedl
Die Muße des Flaneurs. Raum und Zeit in Franz Hessels
Spazieren in Berlin (1929) 99

Robert Krause
Walter Benjamins Suche nach der „Schwelle […], die den Müßiggang
von der Muße trennt" 121

Jan Wilm
Mußemöglichkeiten des Lesens und die frühen Gedichte von Samuel Beckett 143

Kerstin Fest
Oberland und Bloomsbury. Städtische und ländliche Muße in Dorothy Richardsons *Pilgrimage* 161

Tobias Keiling
Arbeit oder Muße. Über eine moderne, aber falsche Alternative 173

Georg Feitscher
Muße zur Selbstreflexion. Autobiographisches Erzählen in der Moderne . 195

Christoph Henning
Muße und Ungleichheit. Zur Dialektik eines modernen Problems 211

Heidi Liedke
Walking the (Open) City. Vom viktorianischen München ins postmoderne New York 225

Antonia Egel
Freiträumen. Über Peter Handkes Schauspiel. *Die Unschuldigen, ich und die Unbekannte am Rand der Landstraße* mit Abstechern zu Wim Wenders' *pina. Ein Film für Pina Bausch* 245

Personenregister 271

Sachregister 275

Muße und Moderne

Zur Einführung

Robert Krause

‚Muße und Moderne' stehen in einem spannungsreichen Verhältnis. Das zeigt die historische Rückschau, aber auch der Blick auf unsere, wohl eher spät- als postmoderne, Gegenwart. Die industriellen Revolutionen – von der Maschinisierung um 1800 über die Elektrifizierung um 1900 und die Automatisierung im 20. Jahrhundert bis zur anhaltenden Digitalisierung – haben große Teile der Lebens- und Arbeitswelt drastisch verändert und beschleunigt.[1] Technische Neuerungen haben nicht nur Produktionsprozesse, sondern auch Transport- und Kommunikationswege verkürzt.[2] Künstliches Licht lässt Tag und Nacht verschwimmen und vermeintlich 24 Stunden zur Verfügung stehen, Arbeit und Konsum sind jederzeit möglich, anders als Schlaf, der nicht länger ein festes Residuum der Ruhe darstellt.[3] Daten werden rund um die Uhr und den Globus übertragen, mittlerweile sogar in Echtzeit. Der Kapitalismus hat sich weltweit als dominante Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung etabliert, zwar mit Abstufungen, aber allen Anfechtungen sowie Wirtschafts- und Bankenkrisen zum Trotz. Aus der Arbeiterschicht, auf die Karl Marx und Friedrich Engels revolutionäre Hoffnungen setzten, gingen in der Zeit zwischen und nach den Weltkriegen mehr und mehr Angestellte ohne dezidiertes Klassenbewusstsein hervor[4]; aus den Angestellten wurden an der Wende zum 21. Jahrhundert wiederum viele (Schein-)Selbständige und ein kreatives Prekariat, das seine nicht unbeträchtliche ökonomische Not bestenfalls zur Tugend erhebt und sich selbst zur neuen Boheme erklärt.[5] Optimierung und Quantifizierung werden indes nicht nur pro-

---

[1] Dazu aus soziologischer und sozialphilosophischer Perspektive Harmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2005; Hartmut Rosa (Hg.), *fast forward. Essays zur Zeit und Beschleunigung. Standpunkte junger Forschung*, Hamburg 2005; Jérôme Lèbre, *Vitesses*, Paris 2011.

[2] Vgl. Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Zeit und Raum im 19. Jahrhundert*, München u. a. 1977.

[3] Vgl. Jonathan Crary, *24/7: Late capitalism and the ends of sleep*, London u. a. 2014.

[4] Darauf hat Siegfried Kracauer bereits 1930 hingewiesen: Kracauer, „Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland", in: *Soziologie als Wissenschaft. Der Detektiv-Roman. Die Angestellten, Schriften*, Bd. I, hg. v. Inka Mülder-Bach, Frankfurt a. M. 1971, 205–304.

[5] Erinnert sei nur an das Manifest von Holm Friebe und Sasha Lobo, *Wir nennen es*

pagiert, sondern auch internalisiert, wie das unlängst von Soziologen konstatierte „unternehmerische Selbst“[6] und „metrische Wir“ zeigen.[7]

Muße scheint dabei zum Anachronismus geworden, aber nie ganz verschwunden zu sein. Das bezeugt etwa die Tradition der Boheme, deren Vertreter im 19. und frühen 20. Jahrhundert das freie, künstlerisch inspirierte Leben jenseits sozialer und moralischer Konventionen und Marktmechanismen suchten.[8] Dandy und Flaneur sind weitere prominente Sozialfiguren, die in der Gegenwartsliteratur und -Kultur wiederkehren und uns an beinahe vergessene Möglichkeiten des müßigen Lebens inmitten der schnelllebigen urbanen Moderne erinnern[9], aber auch an dessen Grenzen angesichts hohen Verkehrsaufkommens, monotoner Einkaufsmeilen, bekannter Schnellrestaurants und von Sicherheitskräften kontrollierter Plätze.[10]

Der skizzierten Spannung zwischen ‚Muße und Moderne‘ weiter nachzugehen und historisch fundiert nach der Muße in der Moderne zu fragen, lässt die Konturen der beiden Begriffe und Phänomene klarer hervortreten.[11] Wie bei interdisziplinärer Forschung üblich, greifen die Autoren der hier versam-

---

Arbeit: *Die digitale Bohème oder*: *Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung*, München 2006, insbes. 21–41 (Kap. 1: „Das Prinzip Bohème“).

[6] Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a. M. 2007.

[7] Steffen Mau, *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*, Berlin 2017.

[8] Vgl. Helmut Kreuzer, *Die Boheme. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1971; Anne-Rose Meyer, *Jenseits der Norm. Aspekte der Bohème-Darstellung in der französischen und deutschen Literatur*; *1830–1910*, Bielefeld 2001.

[9] Vgl. Robert Krause, „‚dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren‘. Figurationen des Müßiggangs in Heines ‚Briefen aus Berlin‘ und ‚Lutezia‘, in: Thorsten Unger/Claudia Lillge/Björn Weyand (Hg.), *Arbeit und Müßiggang in der Romantik*, Paderborn 2017, 171–182; Robert Krause, „Dandysme. Zu einem Motiv aus Nietzsches Baudelaire-Exzerpten“, in: Katharina Grätz/Sebastian Kaufmann (Hg.), unter red. Mitarbeit v. Armin Thomas Müller/Milan Wenner, *Nietzsche als Dichter. Lyrik – Poetologie – Rezeption*, Berlin, Boston 2017, 401–420.

[10] Eine durchaus ideologiekritische Sondierung des gegenwärtigen Stadtlebens bietet Hannelore Schlaffer, *Die City. Straßenleben in der geplanten Stadt*, Berlin 2013.

[11] Zum Muße-Begriff vgl. einführend Norbert Martin, „Muße“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. Joachim Ritter/Karlfried Gründer, Bd. 6, Basel 1984, 257–260; Hans-Joachim Gehrke/Martin Heimgartner, „Muße“, in: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, hg. v. Hubert Cancik/Helmuth Schneider, Bd. 8, Stuttgart/Weimar 2000, 554–557; Albert Schirrmeister, „Muße“, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, hg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 8, Darmstadt 2008, 977–979; Tobias Keiling, „Glossar: Muße“, in: *Muße. Ein Magazin*, 1 (2015), DOI: 10.6094/musse-magazin/1.2015.48; Jochen Gimmel/Tobias Keiling u. a., *Konzepte der Muße*, Tübingen 2016; Burkhard Hasebrink/Peter Philipp Riedl (Hg.), *Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen*, *Ähnlichkeiten*, *Umbesetzungen*, Berlin 2014; Günter Figal/Hans W. Hubert/Thomas Klinkert (Hg.), *Die Raumzeitlichkeit der Muße*, Tübingen 2016; außerdem Robert Krause, „Glossar: Müßiggang“, in: *Muße. Ein Magazin*, 2 (2015) DOI: 10.6094/musse-magazin/2.2015.47.

melten Aufsätze aus Philosophie, Literatur- und Kulturwissenschaften durchaus unterschiedlich auf das gemeinsame Rahmenthema zu. Verbindendes Anliegen ist es, Muße als Phänomen zu konturieren und zu einem besseren Verständnis der Muße unter den spezifischen Bedingungen der Moderne beizutragen. Dabei zeichnen sich die Beiträge durch einen doppelten Charakter aus. Einerseits speisen sie bestimmte Autoren, Werke und Kontexte aus ihrer Fachperspektive oder ihren individuellen Forschungsschwerpunkten in den interdisziplinären Muße-Diskurs ein. Andererseits zeigen sie, dass und inwiefern die Untersuchung von Muße einen ‚Mehrwert' für zentrale Fachdiskussionen besitzt. Die jeweiligen, durchaus voneinander divergierenden Annäherungen an Muße in der Moderne werden nicht nur theoretisch reflektiert, sondern auch in den Denkstilen, Argumentationsweisen und Referenzen performativ vorgeführt.

So können beispielsweise Muße-affine literarische Gattungen bzw. Untergattungen, wie die Idylle (vgl. Gerstner), autobiographische Prosa (vgl. Feitscher) und Flaneurtexte (vgl. Riedl), textnah und kontextbewusst untersucht, Begriffe und Vorstellungen von ‚Muße' und ‚Müßiggang' kulturgeschichtlich rekonstruiert und systematisiert (vgl. Krause) oder aber kolonialistische Körperpraktiken als Aushandlungen von Müßiggang (vgl. Masurczak) entziffert werden. Andere Beiträger hinterfragen die vermeintliche Alternative von Arbeit und Muße (Keiling), weisen auf die sozial ungleich verteilte Muße hin (Henning) oder erläutern und dekonstruieren die *Theorien über den Mehrwert* von Marx (Sahraoui). In diesen eher an theoretischen als literarischen Texten orientierten Beiträgen wird deutlich, wie die modernen Kultur- und Sozialphilosophien Bedeutung und Wert eines Handelns in Muße und dessen Unterschied zum Arbeiten reflektieren. Der gemeinsamen Leitfrage nach dem Verhältnis von Muße und Moderne liegt allerdings die Beobachtung zugrunde, dass Muße-Diskurse oftmals der modernetypischen Spezialisierung und wissenschaftlichen Ausdifferenzierung trotzen und sich womöglich mehr denn je an der Grenze von Literatur und Philosophie bewegen.[12] Offenbar fungiert Muße in der Moderne als ein Schlüsselkonzept für die Ausbildung von Subjektivitäts-, Kunst- und Autorentwürfen (vgl. die Beiträge von Figal, Fest, Feitscher, Liedke).[13] Daher wer-

---

[12] Ähnliche Überschneidungen gibt es in der Vormoderne auch mit Theologie, Religionsphilosophie und mystischer Literatur, vgl. die Beiträge in Thomas Jürgasch/Tobias Keiling (Hg.), *Anthropologie der Theorie*, Tübingen 2017. Zur anthropologischen Dimension der Muße vgl. außerdem das von Christoph Wulf und Jörg Zirfas hg. Themenheft „Muße": *Paragrana. Internationale Zeitschrift für historische Anthropologie 16,1* (2007) sowie Tobias Keiling, „The Pleasure of the Non-Conceptual. Theory, Leisure and Happiness in Hans Blumenberg's philosophical anthropology", in: *SATS. Northern European Journal of Philosophy* (2016), 81–113.

[13] Vgl. zu diesem „poetologischen Zusammenhang": Thomas Klinkert, *Muße und Erzählen. Ein poetologischer Zusammenhang*, Tübingen 2016. Zur Rolle der Ästhetik vgl. Martin Jörg Schäfer, *Die Gewalt der Muße. Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*,

den in einer kulturgeschichtlichen Perspektive literarische wie philosophische Texte gleichermaßen berücksichtigt, um Paradigmen des schreibenden Nachdenkens über und Erlebens von Muße vorzustellen und zu analysieren. Neben systematischen und überblicksartigen Beiträgen (von Masurczak, Sahraoui, Keiling, Henning, Liedke und Feitscher) stehen konkrete Analysen zu einzelnen Autoren (Henry David Thoreau, Friedrich Nietzsche, Georg Simmel, Walter Benjamin und Samuel Beckett) oder Werken (Franz Hessels *Spazieren in Berlin*, Dorothy Richardsons *Pilgrimage*, Peter Handkes *Die Unschuldigen, ich und die Unbekannte am Rande der Landstraße*).

Befunde zu den jeweiligen soziohistorischen und -kulturellen Gegebenheiten erweitern das thematische und methodische Spektrum des vorliegenden interdisziplinären Bands, der somit Impulse der sozial- und kulturgeschichtlich ausgerichteten Moderne-Forschung und Hinweise auf den gesellschaftlichen Nexus der Muße aufnimmt.[14] Einige Beiträger verorten Muße im Kontext der Modernisierung der Arbeitswelt und deren philosophischer und literarischer Reflexion (z.B. Gerstner, Schäfer, Keiling) und begreifen damit die literarische und philosophische Moderne als Teil des sozioökonomischen Systems. Anderen (Wilm, Egel) erscheint die zivilisatorische Moderne, charakterisiert durch Ausdifferenzierung, Säkularisierung und „Entzauberung der Welt"[15], schwerlich kompatibel mit der ästhetischen oder gar ästhetizistischen Moderne, welche die Muße als Leitbild kultiviert und gerade aus dem Nonkonformismus, der Absage an die Funktionalität, hervorgegangen ist.[16] Diese Spannung zwischen ‚Modernen' innerhalb derselben historischen Epoche wird radikalisiert, wenn als ‚modern' die Entdeckung eines einfachen Lebens verstanden wird, in dem die Abgrenzung zu vorhergehenden Epochen nicht mehr relevant ist (Figal).[17]

Der Band gibt damit einen Einblick in Muße-Konzepte in der modernen Philosophie, Literatur und Kultur anhand von ausgesuchten, deutschen, englischen und französischen Beispielen, darunter sowohl kanonische als auch weniger

---

Zürich/Berlin 2013; zur ästhetischen Opposition: Leonhard Fuest, *Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800*, München 2008.

[14] Vgl. Gregor Dobler/Peter Philipp Riedl (Hg.), *Muße und Gesellschaft*, Tübingen 2017.

[15] Max Weber, „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus", in: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, 3 Bde., Tübingen 1976 [1920], Bd. 1, 17–206, 35 u. 54–55.

[16] Zur kompensatorischen Funktion von Kunst und etwaigen Aporien des Ästhetizismus vgl. Annette Simonis, „Ästhetizismus und Avantgarde. Genese, wirkungsgeschichtlicher und systematischer Zusammenhang", in: Sabina Becker/Helmuth Kiesel (Hg.) unter Mitarbeit v. Robert Krause, *Literarische Moderne. Begriff und Phänomen*, Berlin 2007, 291–316.

[17] Zu diesem am Paradigma architektonisch gestalteter Raumerfahrung entwickelten Verständnis von Moderne vgl. Günter Figal, *Ando. Raum Architektur Moderne*, Freiburg 2017, außerdem der Beitrag zu Thoreau in diesem Band.

bekannte.[18] Die ‚Moderne', längst ein Forschungsfeld sui generis[19], wird dabei denkbar weit verstanden, als Makro-Epoche, die mit der Klassischen Deutschen Philosophie und der Literatur der Klassik und Romantik um 1800 anfängt – sich sodann aber gegen die Vorgaben eines ‚klassischen' Muße-Verständnisses abzusetzen beginnt[20], um das zu leisten, was Robert Musil „Beiträge zur geistigen Bewältigung der Welt" genannt hat.[21] ‚Moderne' erweist sich dabei als Differenzbegriff: „Modern ist, was im Kontrast zum Alten steht."[22] Sie erscheint weniger als klar datierbare Epoche, denn als Riss, als forciert herausgestellter Bruch[23], in ihrer Vielfältigkeit und prinzipiellen Unabschließbarkeit. „Die Moderne ist sich am wenigsten gleich geblieben", bemerkte Walter Benjamin schon 1938/39[24], Jürgen Habermas hat sie „ein unvollendetes Projekt"[25] genannt. Insofern dürften auch die Neubewertung und wechselnde ästhetische Modellierung der Muße Folgen oder gar konstituierende Kennzeichen von Modernisierungsprozessen sein. Moderne Erzähltechniken und ästhetische Formen, vor allem des Modernismus, wären damit auch als literarisch-künstlerische Mußepraktiken zu verstehen (vgl. Wilm, Fest, Liedke). In diesem Zusammenhang ist nochmals auf die Bedeutung des Flaneurs hinzuweisen, der als eine Leitfigur der urbanen Mo-

---

[18] Dies bringt eine Einschränkung auf den europäischen oder westlichen Kulturraum mit sich. Eine interkulturelle Beschreibung von Muße wird in diesem Band nur von Pia Masurczak unternommen. Allgemein ist sie bisher nur sehr eingeschränkt geschehen, vgl. aber zu Russland Elisabeth Cheauré, *Muße-Diskurse. Russland im 18. und 19. Jahrhundert*, Tübingen 2017; zu China: Wolfgang Kubin, „Muße und Melancholie. Eine nicht nur chinesische Sicht", in: Hasebrink/Riedl (Hg.), *Muße im kulturellen Wandel*, 304–318; zu Japan: Rolf Elberfeld, „Zur Handlungsform der ‚Muße'. Ostasiatische Perspektiven jenseits von Aktivität und Passivität", in: *Paragrana* 16,1 (2007), 193–203.

[19] Einen Überblick über Fachgeschichte und Ausrichtung der literaturwissenschaftlichen Moderne-Forschung vermitteln die einleitenden Bemerkungen von Becker/Kiesel samt Literaturhinweisen in Becker/Kiesel (Hg.), *Literarische Moderne. Begriff und Phänomen*, insbesondere 9–35.

[20] Zum Verständnis von ‚Muße', ‚Müßiggang' und ‚Arbeit' in der Literatur und Philosophie der Romantik vgl. Lillge/Unger/Weyand (Hg.), *Arbeit und Müßiggang in der Romantik*.

[21] Oskar Maurus Fontana, „Was arbeiten Sie? Gespräch mit Robert Musil" (1926), in: Musil, *Gesammelte Werke*, Bd. II, hg. v. Adolf Frisé. Reinbek 1978, 939–942, 942. Zu „Muße und Müßiggang in Robert Musils Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften'", vgl. die Studie dieses Titels von Heinrich Puppe (St. Ingbert 1991).

[22] Günter Figal, „Krise der Aufklärung – Freiheitsphilosophie und Nihilismus als geschichtliche Voraussetzungen der Moderne", in: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hg.), *Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik*, Tübingen 1997, 57–69, 57.

[23] Dazu Werner Frick, „Avantgarde und *longue durée*. Überlegungen zum Traditionsverbrauch der klassischen Moderne", in: Becker/Kiesel (Hg.), *Literarische Moderne*, 97–112.

[24] Walter Benjamin, „Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus", in: Benjamin, *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Bd. I/2, Frankfurt a. M. 1974, 509–653, 593.

[25] Jürgen Habermas, „Die Moderne – ein unvollendetes Projekt", in: Habermas, *Kleine philosophische Schriften (I–IV)*, Frankfurt a. M. 1981, 444–464, 446.

derne in mehreren vorliegenden Beiträgen thematisiert wird, wobei die besondere Aufmerksamkeit entweder Zeitkonzepten (bei Riedl), dem Übergang von Muße zu Müßiggang (bei Krause) oder der Parallele von Gehen und Sprechen (bei Liedke) gilt. Die räumliche und zeitliche Umgebung des Flaneurs und des Dandys ist die Großstadt, wie sie von Simmel analysiert worden ist (vgl. Schlitte).

Gerade durch ihre unterschiedlichen Perspektiven tragen die vorliegenden Untersuchungen von Muße-Konzepten, -Diskursen und -Praktiken aus über zwei Jahrhunderten dazu bei, die bis heute dominante Arbeitsgesellschaft mit ihren Aporien, aber auch ihre möglichen Alternativen kritisch zu hinterfragen. Es könnte sein, dass ‚Muße' eine anthropologische Kategorie ist, die in der modernen Arbeitsgesellschaft, dem modernen Verständnis von Subjektivität und Autorschaft und in Gestalt von Figuren wie dem Flaneur eine spezifische historische Form annimmt. Genau deshalb besitzt die Konstellation von Muße und Moderne aber auch in spät- oder gar postmodernen Zeiten besondere Relevanz: Die Beiträge reflektieren explizit oder implizit Bedeutungsnuancen und -verschiebungen des Arbeitsbegriffs, der sich derzeit wiederum wandelt und dadurch auch das gegenwärtige Muße-Verständnis vermutlich nicht unberührt lässt. Die Moderne ist jedenfalls die letzte Epoche, die wir mit gewissem historischem Abstand betrachten können. Aktuelle Debatten um das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit, Vollzeit- und Teilzeittätigkeit, Lohnarbeit und Ehrenamt, Arbeitslohn und bedingungsloses Grundeinkommen, temporäre Auszeit und Renteneintrittsalter sind im Wissen um alte Traditionen und moderne Transformationen der Muße angemessener zu verstehen und zu führen. Dazu gehören neben den literarischen, philosophischen und theologischen auch soziokulturelle Dimensionen der Muße, die komplementär zur philosophisch nobilitierten Arbeit[26] als Thema interdisziplinärer Forschung zu akzentuieren und als individueller und kollektiver Wert zur Diskussion zu stellen ist.

[26] Vgl. die *Kleine Philosophie der Faulheit*, hg. v. David Dilmaghani/Nassima Sahraoui, Frankfurt a. M. 2012, und die jüngst erschienene Anthologie *Philosophie der Arbeit. Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, hg. v. Michael S. Aßländer/Bernd Wagner, Berlin 2017.

Idyllische Arbeit und tätige Muße

Transformationen um 1800

Jan Gerstner

„Der Mensch darf nicht in solcher idyllischen Geistesarmut hinleben, er muß arbeiten."[1] Hegels Urteil über die Idylle fasst eine Diskussion zusammen, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnt und, wie der Kollektivsingular andeutet, nicht nur eine literarische Gattung zum Gegenstand hat. Insofern die Idylle literarische Formen zur Ausgestaltung von Muße bereitstellt, werden im Kontext der anbrechenden Moderne um 1800 in der Diskussion der Gattung Konzepte von Muße, Arbeit und Müßiggang gegeneinander ausgespielt und ausgetauscht. Besonders prominent exponiert diese Problematik die spät- und nachaufklärerische Geschichtsphilosophie und Ästhetik, vor Hegel v. a. bei Kant und Schiller, wenngleich nicht immer in Einklang mit der Gattungsentwicklung. Diese ist – das soll im Folgenden v. a. an der Figuration des Landlebens bei Geßner, Hirschfeld und Garve gezeigt werden – vielmehr von einer komplexeren Verschachtelung von Arbeit und Muße gekennzeichnet. Hier, und darüber hinausweisend am Beispiel von Herders später Idyllentheorie sowie an Hegels Rezeption von *Herrmann und Dorothea*, lässt sich zeigen, wie idyllische Arbeit angesichts der Umordnung der Arbeitsverhältnisse in der kapitalistischen Moderne strukturell die Stelle der Muße einnimmt.

Wenn Hegel in den *Vorlesungen über die Ästhetik* in der Idylle die „höhere[n] Triebe" des Menschen vermisst, die ihn zur Tätigkeit anstacheln und ihm „das Gefühl der innerlichen Kraft" geben, „aus dem sich sodann auch die tieferen Interessen und Kräfte entwickeln können"[2], dann gilt Arbeit als geschichts- und menschenbildende Potenz[3], der die Idylle nicht genügen kann. Dort „befriedigt […] dem Menschen die Natur jedes Bedürfnis, das sich in ihm regen mag", und dieser „begnügt […] sich in seiner Unschuld mit dem, was Wiese, Wald, Herden, ein Gärtchen, seine Hütte ihm an Nahrung, Wohnung und sonstigen Annehm-

---

[1] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *Werke (= W)*, hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1986, Bd. 13, 336.

[2] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *W 13*, 336.

[3] Vgl. zur begriffsgeschichtlichen Entwicklung: Werner Conze, „Arbeit", in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, hg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 1, Stuttgart 1972, 154–215, v. a. 187 f.

lichkeiten bieten können, indem alle Leidenschaften des Ehrgeizes oder der Habsucht […] noch durchweg schweigen."[4] Die in diesem Setting fehlende Arbeit hat Joseph Vogl unter Bezug auf Hegels Formel von der „*gehemmte*[n] Begierde"[5] in Abgrenzung zum Arbeitsbegriff der Aufklärung als Bezeichnung für „jede Tätigkeit" beschrieben, „die nicht mit der Befriedigung eines Bedürfnisses stillsteht."[6] Vogl arbeitet diese „neue Ökonomie der Arbeit […], deren Fluchtpunkt in einer Unabschließbarkeit des Tuns und in der Vergeblichkeit von Produktionen liegt"[7], mit Goethes *Faust II* an einem Text heraus, der selbst wieder in einer problematischen Beziehung zur Idylle steht. Nach der groß angelegten Rekapitulation der alteuropäischen Arkadien-Tradition im dritten Akt tritt dort die Idylle mit der harmonischen Hütten-Existenz Philemons und Baucis' zur Eröffnung des fünften Akts als Restbestand auf, der durch seine schiere Existenz Fausts rastlosen Expansionsdrang reizt: „Die Alten droben sollten weichen,/Die Linden wünscht ich mir zum Sitz,/Die wenig Bäume, nicht mein eigen,/Verderben mir den Welt-Besitz."[8] Die letztlich katastrophale Konfrontation von Idylle und Modernisierung durch Arbeit, wie sie exemplarisch Fausts Landgewinnungsprojekt verkörpert, spielt eine Konstellation durch, die um 1800 geläufig ist. Das Idyllische ist hier mehr als ein dramaturgischer oder narrativer Kontrastraum. Es ist als Entwurf müßigen Lebens (und die Unklarheit der adjektivischen Form zwischen Muße und Müßiggang ist hier passend) ein ‚Gegenbild', an dem sich Literatur und Philosophie um 1800 abarbeiten.

Rund 50 Jahre vor Goethes und Hegels Bezügen auf die Idylle profiliert bereits Kant in den *Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* den Fortschritt der Menschheit durch die „an sich zwar nicht eben liebenswürdige Eigenschaft" des Egoismus, der „Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht", mit dem kontrastierenden Bezug auf ein „arkadische[s] Schäferleben", in welchem „bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben".[9] Bei Kant, der Muße mit „einer leeren Zeit" verbindet, vor der das „menschliche Gemüt Abscheu, Unmut, Ekel" hat[10],

---

[4] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *W 13*, 335.

[5] Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, *W 3*, 153.

[6] Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München 2002, 339.

[7] Vogl, *Kalkül und Leidenschaft*, 336.

[8] Johann Wolfgang Goethe, *Faust*, *Frankfurter Ausgabe*, Bd. 7/1, hg. v. Albrecht Schöne, Frankfurt a. M. 2005, 434. Vgl. zu diesem Zusammenhang: Peter Philipp Riedl, „Arbeit und Muße. Literarische Inszenierungen eines komplexen Verhältnisses", in: Hermann Fechtrup/William Hoye/Thomas Sternberg (Hg.), *Arbeit – Freizeit – Muße. Über eine labil gewordene Balance*, Berlin 2015, 65–100, vor allem 69–76.

[9] Immanuel Kant, „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", in: *Werke (= W)*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983, Bd. 9, 31–50, 38, A 393.

[10] Vgl. Immanuel Kant, *Eine Vorlesung Kants über Ethik*, hg. v. Paul Menzer, Berlin 1924, 201 f. Zum Zeitproblem bei Kant vgl. Martin Seel, „Rhythmen des Lebens. Kant über erfüllte und leere Zeit", in: Wolfgang Kersting/Claus Langbehn (Hg.), *Kritik der Lebenskunst*,

ist die Vorstellung eines Zustands, in dem lediglich „arkadische Lieder gesungen, und die Schönheit der Natur betrachtet“[11] würde, in individualpsychologischer wie menschheitsgeschichtlicher Hinsicht Metapher des Verfehlens menschlicher Bestimmungen.

Die metaphorische Verwendung der Idylle kann als Hinweis gelten für den Modellcharakter, den die Gattung im Hinblick auf eine bestimmte Form der Muße – und damit, bei Kant, auch die Muße allgemein – um 1800 zugeschrieben bekommt. Den prominentesten und weitreichendsten Reflex der geschichtsphilosophischen Problematisierung der Idylle im Bereich der Ästhetik formulierte Schiller in *Über naive und sentimentalische Dichtung*. Sein viel zitierter Versuch, die Idylle neu zu bestimmen als Form, die „den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach *Arkadien* zurückkann, bis nach *Elysium* führt“[12], setzt sich von der traditionellen (sentimentalischen) „Schäferidylle“[13] ab, insofern diese einen Zustand „*[v]or dem Anfang der Kultur*“ darstelle, der „allzuwenig für den *Geist*“ habe: „Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsere Kräfte nach Bewegung und Tätigkeit streben.“[14] Demgegenüber gelte es, in der Idylle einen „Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen“ als „letztes Ziel“[15] der Kultur darzustellen, der das tätige Moment der Zivilisation in sich aufnehme:

> *Ruhe* wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird.[16]

Als Vorschein einer utopischen Zukunft partizipiert die ursprünglich räumlich begrenzte Idylle bei Schiller an jener „Verzeitlichung der Utopie“, die laut Reinhart Koselleck Beobachtung ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingesetzt hat.[17] Zugleich soll sie die Härte der geschichtsphilosophischen Logik abmildern, indem sie im ästhetischen Spiel ermöglicht, was in der Tätigkeit des Lebens nicht erfahrbar ist. In diesem Sinne stellt Schiller in den *Briefen zur ästhetischen Erziehung* der „Sklavenarbeit“ gegenwärtiger Individuen bei

---

Frankfurt a. M. 2007, 181–200. Zum Problem der Muße: Marc Rölli, „Begründete Kritik, abgründige Zweifel. Zur Pathologie der Muße in der Philosophie der Aufklärung“, in: *Paragrana* 16,1 (2007), 62–72, v. a. 68–72.

[11] Kant, „Über Pädagogik“, in: *W 10*, 691–761, 730, A 76.

[12] Friedrich Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in: *Sämtliche Werke (= SW)*, auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hg. v. Peter-André Alt/Albert Maier/Wolfgang Riedel, München 2004, Bd. 5, 694–780, 730.

[13] Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in: *SW 5*, 748.

[14] Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in: *SW 5*, 747.

[15] Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in: *SW 5*, 746.

[16] Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in: *SW 5*, 751.

[17] Vgl. Reinhart Koselleck, „Die Verzeitlichung der Utopie“, in: Koselleck: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2003, 131–149.

der „Ausbildung der menschlichen Natur“ im Sinne der Gattung den „seligen Müßiggang“ „spätere[r] Geschlechter“ gegenüber.[18] Die Rede vom „Müßiggang“ ist hier alles andere als utopisch gemeint[19], sondern unterstreicht die Diskrepanz zwischen den versagten Ansprüchen des Individuums und der aufgeschobenen Vollendung der Gattung. Anstelle des Müßiggangs derer, die das Produkt der leidvollen Arbeit ihrer Vorgänger genießen, soll durch den „phänomenalen und strukturellen Zusammenhang von Muße und ästhetischer Erfahrung“[20] in der Idylle der Vorschein des Ideals in der Wirklichkeit schon jetzt genossen werden. Der Unterschied von Muße und Müßiggang ist eine Frage geschichtsphilosophischen Ausgleichs (oder Palliativs).

Mit der Ablehnung der Schäferidylle wie des Müßiggangs und der Betonung der Tätigkeit ist Schillers Idyllen-Entwurf nicht nur „kritischer Reflex auf den historischen Siegeszug der *vita activa* in der prometheischen Welt der Moderne“[21], sondern auch Konsequenz dieser Entwicklung im Bereich der Idylle. Ebenso wie die anderen angeführten Beispiele, grenzt sich Schiller mit den Stichworten Arkadiens oder der Schäfer von einer Form der Idyllik ab, die um 1800 im Grunde weitgehend obsolet war.[22] Auch die Form der Muße, wie sie die Idylle entwirft, hatte sich zum Ende des 18. Jahrhunderts geändert.

Entgegen der – nicht zu bestreitenden, aber sehr pauschalen – These, dass mit der bürgerlichen Arbeitsgesellschaft die Muße in eine Krise gerät, sich in „träumerische[n] Müßiggang“[23] flüchtet, oder der Müßiggang sich in „seine aggressive Tendenz zur Verweigerung“ zurückzieht, die „keine idyllischen Zustände“[24] mehr zulässt, mithin mit der Muße auch die Idylle an ein Ende kommt, soll hier ein anderer Weg verfolgt werden. Wegen der Bedeutung der Muße für die Idylle lässt sich an dieser Gattung ebenso gut zeigen, wie die Freiräume, die vormals von einer bestimmten Konzeption von Muße besetzt waren, nun mit einer Arbeit gefüllt werden, die mit Muße nicht mehr nur negativ zusammenhängt.

---

[18] Friedrich Schiller, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“, in: *SW 5*, 570–669, 588.

[19] Vgl. dagegen Peter Philipp Riedl, „Die Kunst der Muße. Über ein Ideal in der Literatur um 1800“, in: *Publications of the English Goethe Society* 80,1 (2011), 19–37, 25.

[20] Riedl, „Die Kunst der Muße“, 26.

[21] Riedl, „Die Kunst der Muße“, 26.

[22] Die gemessen an der Gattungsentwicklung unzeitgemäße Kritik an der Idylle bei Kant und Hegel betont schon Gerhard Kaiser, *Wandrer und Idylle. Goethe und die Phänomenologie der Natur in der deutschen Dichtung von Geßner bis Gottfried Keller*, Göttingen 1977, 101 f.

[23] Luigi Forte, „Lob der Faulheit. Muße und Müßiggang im 19. Jahrhundert“, in: Martin Huber/Konrad Feilchenfeldt (Hg.), *Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung 1850–1918*, Tübingen 1996, 79–93, 80 f.

[24] Leonhard Fuest, *Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800*, München 2008, 21 f.

1. Ländliche Arbeit/ländliche Muße

In der Bukolik, verstanden als Vorform der Idyllik, wie sie im 18. Jahrhundert sich herausbildet[25], war die Muße an die Figur des Schäfers gebunden, denn – so das topische Argument – dessen Tätigkeit gewähre ihm ausreichend Gelegenheit zur Muße und damit zum Gesang.[26] Um die Repräsentation ländlicher Lebensweisen ging es dabei bekanntlich nicht.[27] Indem sie die Schäferei von ihrem ursprünglichen Tätigkeitsbereich abkoppelte und als „Mimesis von Dichtung"[28] inszenierte, orientierte die traditionelle Bukolik das Schäferleben auf einen der Muße zugeordneten Bereich hin. Seit der frühen Aufklärung erscheint diese Artifizialität der Schäferdichtung zunehmend problematisch oder zumindest begründungsbedürftig. Gottsched betreibt so im *Versuch einer Critischen Dichtkunst* einen vergleichsweise großen Aufwand, um das poetische Schäferleben in einem Land, wo man „von schwerer Arbeit […] eben so wenig" weiß „als von Drangsalen und Kriegen", vom „heutige[n] Schäferstand, zumal in unserm Vaterlande"[29], abzugrenzen.

Obgleich das Problem einer Darstellung schäferlicher Muße angesichts von ländlichen Zuständen, die durch harte und als niedrig eingestufte Arbeiten geprägt waren, nicht nur bei Gottsched ein wichtiger Diskussionsgegenstand ist, wurde die Bukolik im 18. Jahrhundert nicht bloß ihrer Wirklichkeitsferne wegen, wie Mix dies nahelegt[30], kritisiert. Das ‚realistische' Problem war nur ein – oft durch Kompromissformeln gemilderter – Aspekt einer generellen Umschichtung der Idyllenpoetik im 18. Jahrhundert, die sich in der Nachfolge und Diskussion der *Idyllen* Geßners (1756 bzw. 1772) und dann besonders um 1800 intensivierte und in deren Zug die Muße andere Positionen zugewiesen bekam. So konnte zum Ende des 18. Jahrhunderts die Wahl von Fischern anstelle

---

[25] Vgl. Günter Häntzschel, „Idylle", in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. v. Klaus Weimar/Harald Fricke, 3. Aufl., Berlin 1997, Bd. II, 122–125, 123; Klaus Garber, „Bukolik", in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. I, 287–291, 288; kritisch zu dieser Aufteilung neuerdings: Jakob Christoph Heller, *Masken der Natur. Zur Transformation des Hirtengedichts im 18. Jahrhundert*, Paderborn 2018.

[26] So etwa bei: Julius Caesar Scaliger, *Poetices libri septem*, Faks.-Neudr. d. Ausg. Leipzig von Lyon 1561, Stuttgart-Bad Cannstatt 1987, 6.

[27] Vgl. Helmut J. Schneider, „Einleitung: Antike und Aufklärung. Zu den europäischen Voraussetzungen der deutschen Idyllentheorie", in: Helmut J. Schneider (Hg.), *Deutsche Idyllentheorien im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1988, 7–74, 25.

[28] Wolfgang Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1993, 70.

[29] Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, 4. Aufl., Leipzig 1751 (Reprint: Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1962), 583, 582.

[30] Vgl. York-Gothart Mix, „Idyllik, Anti-Idyllik, Aufklärung und Selbstaufklärung. Zur ästhetischen und philosophischen Kritik des Arkadien-Topos", in: Nina Birkner/York-Gothart Mix (Hg.), *Idyllik im Kontext von Antike und Moderne. Tradition und Transformation eines europäischen Topos*, Berlin 2015, 206–222, 207–209.

von Schäfern als Idyllenpersonal damit begründet werden, dass letztere „allzumüßig", aber „Ruhe und Muße […] ohne Arbeitsamkeit keine Züge des wahren Glücks"[31] seien.

Mit der nicht nur in diesem Beispiel zu beobachtenden Abwendung von den Schäfern ging die Ausweitung der Idyllik auf einen allgemein ländlich orientierten Darstellungsbereich einher. Gattungshistorisch lässt sich die Idylle im moderneren Sinne als Konglomerat von Schäfer- und Landlebendichtung beschreiben.[32] Die Darstellung von Arbeit hatte in der Landlebendichtung von jeher ihren Platz[33], obgleich in der topischen Entgegensetzung von Land und Stadt bzw. Hof auch hier das Landleben als die weniger geschäftige Option figuriert.

Die Integration ländlicher Arbeiten in die Idyllik des späten 18. Jahrhunderts lässt sich in dem Zusammenhang nicht nur als Ersetzung der „Fundamentalkategorie der Gattung", der Muße, durch die Arbeit beschreiben[34], sondern ebenso als Transformation idyllischer Muße-Konzeptionen. In Ansätzen erkennbar ist dies bereits in den *Idyllen* Geßners, etwa, wenn in *Der Wunsch*, der letzten Idylle der Sammlung von 1756, ein ländlicher Muße-Raum entworfen wird.[35] Die Sprecherinstanz dieses Texts träumt davon, dort „den Landmann, wenn er beym Furchenziehenden Pflug singt, oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn sie ihre ländlichen Lieder singen"[36], beobachten zu können, oder dem Gärtner, durch dessen „Fleiß zur Arbeit gelokt", zur Hand zu gehen, „indeß daß er neben mir stühnde, der wenigern Kräfte lächelnd."[37] Arbeit ist ein Objekt der Betrachtung und allenfalls erbauliche Nebenbeschäftigung, deren tatsächliche Ausführung anderen überlassen bleibt.

---

[31] Franz Xaver Bronner, *Neue Fischergedichte und Erzählungen*, Zweytes Bändchen, Zürich 1794, 8 f. Die Ersetzung der Hirten durch Fischer hat ihre Pointe darin, dass gerade Fischer in Idyllen ausgehend von einem Theokrit zugeschriebenen Idyll und von Sannazzaros *eclogae piscatoriae* ein traditionell umstrittener Gegenstand waren. Fontenelle lehnt sie in seinem im 18. Jahrhundert viel rezipierten *Discours sur la Nature de l'Eclogue* ab: „j'y sens toujours que l'idée de leur travail dur me blesse." (Bernard Le Bovier de Fontenelle: „Discours sur la Nature de l'Eclogue", in: *Œuvres diverses de M. de Fontenelle*, Bd. 3, Den Haag 1773, 103–133, 114).

[32] Vgl. Renate Böschenstein-Schäfer, *Idylle*, 2. Aufl., Stuttgart 1977, 4 f., 26, 74. Zur Unterscheidung beider Gattungen prägnant, wenn auch sehr auf Trennschärfe fokussiert: Anke-Marie Lohmeier, „Zur Bestimmung der deutschen Landlebendichtung des 17. und 18. Jahrhunderts", in: Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Schäferdichtung*, Hamburg 1977, 123–140.

[33] Klaus Garber, *Der Locus amoenus und der Locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts*, Köln 1974, 83.

[34] Renate Böschenstein-Schäfer, „Arbeit und Muße in der Idyllendichtung des 18. Jahrhunderts", in: Gerhart Hoffmeister (Hg.), *Goethezeit. Studien zur Erkenntnis und Rezeption Goethes und seiner Zeitgenossen. Festschrift für Stuart Atkins*, Bern u. a. 1981, 9–30, 27.

[35] Vgl. dazu Riedl, „Arbeit und Muße", 80.

[36] Salomon Geßner, *Idyllen. Kritische Ausgabe*, hg. v. E. Theodor Voss, Stuttgart 1973, 69.

[37] Geßner, *Idyllen*, 67.

Deutlicher wird die bei Geßner angedeutete Relation von Muße, Landleben und körperlicher Arbeit in Christian Cay Lorenz Hirschfelds *Das Landleben* entfaltet. Die Bedeutung von Hirschfelds Landleben-Buch, das seit 1768 in mehreren Auflagen das Landleben als „malerische[ ] Idylle"[38] preist, für die Umbruchszeit um 1800 zeigt sich u.a. in den extensiven Übernahmen daraus in den „Landleben"-Artikel von Johann Georg Krünitz' *Oeconomischer Encyclopaedie*.[39] Bei Hirschfeld wird die Arbeit explizit als Hintergrund benannt, vor dem sich die Muße auf dem Land profiliert. Gegen die Verachtung der ländlichen Arbeit führt der Text neben dem Hinweis auf den Nutzen der Landwirtschaft an, „daß ihr Anblick, indem er uns an die Beschwerden unsrer Nebenmenschen erinnert, auch das Gefühl von unsrer eigenen Ruhe und Bequemlichkeit belebt".[40] Auf der anderen Seite grenzt sich der Text aber auch von den „vornehme[n] Müßiggänger[n]"[41] ab, denen die Mußezeit auf dem Land nur Vorwand zum Nichtstun ist, obwohl sie dort von früh bis spät „hundert Scenen der Arbeit sehen, und [dennoch] weder irgend eine der menschlichen Gesellschaft nützliche Beschäftigung vornehmen, noch den Geist mit einigen der Würde des Landlebens angemessenen Betrachtungen unterhalten".[42] Die Beziehung von Muße, ländlicher Arbeit und Müßiggang ist offensichtlich komplex. Einerseits verrichtet der Muße-Genießende auf dem Land gerade keine körperliche Arbeit, andererseits soll deren Anblick verhindern, dass seine Muße zum Müßiggang wird.

Die Bedeutung idyllisierter Wahrnehmungen der Landarbeit für Muße-Konzepte um 1800 wird von einer anderen Seite her an einem Text wie Christian Garves Aufsatz *Über die Muße* ersichtlich, der in einer neueren Präsentation nicht von ungefähr als „ein am Pianoforte gespieltes Idyll"[43] bezeichnet wird. Im Einklang mit der bis in die Antike zurückreichenden europäischen Tradition bestimmt Garve das Land als privilegierten Ort der Muße: „Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande: mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der

---

[38] Christian Cay Lorenz Hirschfeld, *Das Landleben*, 4. Aufl., Leipzig 1776, 23 (Hirschfeld zitiert hier Hagedorn).

[39] Art. „Landleben", in: *Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft in alphabetischer Ordnung*, hg. v. Johann Georg Krünitz, Bd. 60 (1793), Berlin 1773–1858, 318–358, die unten zitierte Passage von Hirschfeld auf S. 320.

[40] Hirschfeld, *Das Landleben*, 38.

[41] Hirschfeld, *Das Landleben*, 112.

[42] Hirschfeld, *Das Landleben*, 114.

[43] Michael Stolleis, „[Präsentation von:] Christian Garve: Über die Muße", in: *Ein solches Jahrhundert vergißt sich nicht mehr. Lieblingstexte aus dem 18. Jahrhundert*, ausgewählt und vorgestellt v. Autorinnen und Autoren des Verlages C. H. Beck, München 2000, 577–578, 577.

Wissenschaften."[44] Die topische Abgrenzung des Lands von der Stadt als dem Ort der „Gewerbsarbeiten, […] der Regierungsgeschäfte, und der Zerstreuungen"[45] entspricht der doppelten Abgrenzung der Muße von der Arbeit als fremdbestimmter Tätigkeit einerseits und vom Müßiggang andererseits. Letzterer „ist Unthätigkeit; jener [sic – gemeint ist die Muße] ist die äußere Möglichkeit einer freywilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit."[46] Die Beschreibung der Muße als Tätigkeit, als „thätige[ ] Muße"[47], ist bei Garve zentral, bis hin zur Bezeichnung der in der Muße ausgeübten Tätigkeiten als „Arbeit"[48], solange diese nur selbstbestimmt sind. Selbstverständlich ist nicht jede Tätigkeit dadurch zur Muße geeignet. Garve beschreibt mit der Muße geistige Tätigkeiten, setzt diese aber in Beziehung zur körperlichen Arbeit auf dem Land. Im Text schlägt sich dies auch sprachlich nieder. Die Rede vom „Anbaue der Wissenschaften" in direkter Beiordnung zur Verortung auf dem Land wird später aufgegriffen, wenn die Fähigkeit zum Genuss des Landlebens jenen zugesprochen wird, die „entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen."[49] Das Zeugma vom Anbau der Literatur und Wissenschaften oder der Äcker hält die Differenz von geistigem und landwirtschaftlichem Tätigkeitsfeld zwar aufrecht, nähert die Muße in der Metapher jedoch ebenso der Arbeit an. Denken und Schreiben unterscheiden sich von der Landwirtschaft zwar hinsichtlich ihres Betätigungsfelds, entsprechen ihr aber, indem sie an deren „Stelle" treten können, in ihrem Charakter als Tätigkeit.

Während in der Schäferdichtung der Schäfer als Stellvertreter oder fiktionales Pendant zur Muße des Dichters diente, ist es hier nicht mehr die Muße, sondern die Arbeit der Landbevölkerung, die als zwar andere, aber homologe Tätigkeit die Spielräume der Muße v. a. in Abgrenzung zum Müßiggang beschreiben hilft. Die darin wirksame Aufspaltung der Arbeit in ein idyllisches Schauspiel für den in Muße Tätigen einerseits und eine durch gesellschaftliche Arbeitsteilung ausgelagerte Anstrengung andererseits[50] verdankt sich nicht zuletzt einem Funktionswandel der Landlebenliteratur im Zuge ökonomischer Modernisierung:

---

[44] Christian Garve, „Über die Muße", in: *Sämmtliche Werke (= SW)*, hg. v. J. C. F. Manso/K. H. G. Schneider, Breslau 1801–1804, Bd. 5, 232–240, 237.

[45] Garve, „Über die Muße", in: *SW 5*, 237.

[46] Garve, „Über die Muße", in: *SW 5*, 234.

[47] Garve, „Über die Muße", in: *SW 5*, 236.

[48] Garve, „Über die Muße", in: *SW 5*, 236 (mit Zweckbestimmung „zum Besten der Welt arbeiten", 239).

[49] Garve, „Über die Muße", in: *SW 5*, 239.

[50] Hier deutet sich bereits die von Christoph Henning in diesem Band beschriebene Dialektik von Muße und Ungleichheit an.

Viele der literarischen Quellen der Zeit sagen uns, daß die Rede vom Landleben immer weniger die Praxis der landwirtschaftlichen Produktion und ihres Marktgeschehens meint, sondern vielmehr ein Reflexionsbegriff geworden ist, der im Spiegel einer bestimmten Daseinserfahrung Zustande [sic] des Geistes und der Seele zum Ausdruck bringt.[51]

Mit der Rationalisierung der Landwirtschaft und der Ablösung von Arbeit aus dem Ordnungszusammenhang des ‚ganzen Hauses' im vormodernen Verständnis von Ökonomie wird das Bild vom Landleben aus dem Bereich der im praktischen Sinne weitgehend funktionslos werdenden ökonomischen Literatur abgelöst. Die Übernahmen von Passagen aus Hirschfelds Buch in die *Oeconomische Encyclopädie* zeugt noch von diesem früheren Zusammenhang, ebenso aber auch vom Zusammenhang von ästhetischer Wahrnehmung und ökonomischer Reform, bis diese schließlich ganz auf die Idealisierung verzichten konnte. Frühsorge weist darauf hin, dass in folgenden Nachschlagwerken ein Lemma „Landleben" fehlt.[52]

Die Transformation der Landlebenliteratur in der Idyllik um 1800 ist so ebenso als partielle Übertragung bukolischer Repräsentationsmuster auf den Bereich des Landlebens zu verstehen wie als Erweiterung des Themenkreises der Schäferdichtung. Nicht mehr der Schäfer, sondern die Vorstellung einer glücklichen Existenz auf dem Lande stellt eine künstlich stilisierte Lebensform dar, in der etwas möglich sein soll, was dem gesellschaftlichen Leben ebenso abgeht wie dem hier in artifizieller Überformung vermeintlich repräsentierten Referenzbereich. Mit der Zusammenführung unterschiedlicher Repräsentationsstrategien der jeweiligen Gattungen geht eine ‚Hybridisierung' der traditionell damit verbundenen Wertigkeiten einher. Die durch die Schäfer vermittelte Muße wird durch die Verlegung in ein zwar stilisiertes, aber auf eine konkrete Lebensführung bezogenes Landleben zur ‚tätigen Muße'.

2. Produktion der Idylle

Von hier ausgehend (und in der Idyllenpoetik des 18. Jahrhunderts diese Entwicklung begleitend) ist eine Abstraktion oder Formalisierung des Idyllischen möglich, die sich von inhaltlich-thematischen Festlegungen wie dem Landleben auch lösen kann. Herder bestimmt so die Idylle in der *Adrastea* denkbar allgemein als „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise *ihrem*

---

[51] Gotthardt Frühsorge, *Die Kunst des Landlebens. Vom Landschloss zum Campingplatz. Eine Kulturgeschichte*, München u. a. 1993, 29.

[52] Vgl. Gotthardt Frühsorge, „‚Landleben': Vom Paradies-Bericht zum Natur-Erlebnis. Entwicklungsphasen literarisierter Lebenspraxis", in: Winfried Barner (Hg.), *Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung*, München 1989, 165–187, 165.

Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück."[53] An die Stelle des Entwurfs eines glücklichen Lebens in einem abgegrenzten Bereich – der Muße auf dem Land –, der in sich einen weiteren Bereich – die Landarbeit – abgrenzt, in dem sich die Muße spiegelt, tritt die Ausweitung der Idylle auf die Darstellung einer ganzen Lebensform. Die mediale Funktion der Landarbeit, wie sie bei Geßner, Hirschfeld oder Garve noch beobachtet werden konnte, tritt damit zugunsten der – in der Kopplung von Muße und beobachteter Arbeit bereits angelegten – tätigen Herstellung des idyllischen Zustands zurück.

> Aus unserm Herzen sprossend muß unser Verstand sich durch Kunst dies Lebens-Idyllion schaffen, durch Auswahl diese Lebensekloge vollenden.

> Auf wie einen reinen Platz tritt hiemit das Idyll! Leere Beschreibungen der Natur, Schäfertändeleien, die nirgends existieren, verschwinden in ihm wie abgekommene Galanterieen; der ganze Kram einer uns fremden Bilderwelt, von dem unsre Phantasie so wenig als unsre Empfindung weiß, verschwindet. Dagegen tritt unsre Welt, nach Jedes Weise und Sitte in den schönen Glanz einer neuen Schöpfung; Geist und Herz, Liebe, Großmut, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmut schaffen sich ein Arkadien in *ihrer* Welt, in *ihrem* Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend.[54]

Die traditionelle Schäferidylle wird hier noch einmal aufgerufen, um sie vollends zu verabschieden. An die Stelle dieser „fremden Bilderwelt" soll die Eigentümlichkeit einzelner Lebensformen treten, deren produktive Tätigkeit zur Herstellung des jeweiligen Zustands das Idyllische garantiert. Charakteristisch ist, wie sich in Herders Text die Ebene der ästhetischen Darstellung mit der des Dargestellten vermischt. Wie „durch Kunst" das „Lebens-Idyllion" geschaffen werden soll, so „schaffen sich" die jeweiligen Bereiche „ein Arkadien in *ihrer* Welt". Die Idylle übernimmt in der Darstellung die produktive Tätigkeit des Dargestellten als Prinzip der eigenen Poiesis. Während die Bukolik nach Iser „das Fingieren thematisiert und dadurch literarischer Fiktionalität zur Anschauung verholfen hat"[55], überbrückt in Herders Idyllen-Konzept ein in Dichtung und ‚Leben' gleichermaßen wirksames Prinzip der Produktivität die Differenz zwischen beiden Bereichen.

Diese Produktivität ist freilich eine andere, als sie eingangs als Kennzeichen des modernen Arbeitsbegriffs skizziert wurde. Die Hinweise auf das ‚Genießen' und ‚Gebrauchen' rufen vor dem Hintergrund des frühen Kapitalismus eine Form der Produktion auf, die sich mit der Bedürfnisbefriedigung zufriedengibt und am Gebrauchs- eher als am Tauschwert orientiert ist. Versteht man Muße als „in sich selbst gründendes Tun", das als solches „definitiv in bestimmter Weise

---

[53] Johann Gottfried Herder, „Idyll", in: *Adrastea (Auswahl), Werke (= W)*, Bd. 10, hg. v. Günter Arnold, Frankfurt a. M. 2000, 276–283, 281.

[54] Herder, „Idyll", in: *W 10*, 282 f.

[55] Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre*, 60.

negativ auf Arbeit bezogen ist"[56], dann wird in dieser Form der Idyllik Arbeit (wenn man davon noch sprechen will) in einer, wenn man so will, ‚obsoleten' Weise konzipiert, die sie mindestens strukturell der Muße annähert, indem sie selbst negativ auf ein modernes Arbeitskonzept bezogen ist.

Angesichts der Modernisierung der Lebens- und Arbeitswelt im 19. Jahrhundert verschwindet das Idyllische damit nicht. Das „biedermeierliche Gattungsverständnis bzw. de[r] Assoziationskomplex vom Idyllischen, in das sich die Gattung mehr oder weniger im Laufe des 19. Jahrhunderts auflöste"[57], wie es Helmut J. Schneider beim späten Herder vorgebildet sieht, steht schließlich im Versuch, „die belastende Komplexität der Welt und der Gesellschaft auf mehr Einfachheit, Natürlichkeit und Überschaubarkeit" zu bringen, in einem „funktionale[n] Komplementärverhältnis" zur „Modernisierungserfahrung".[58]

In der Verklammerung von moderner Komplexität und idyllischer Autarkie liegt nach Hegel denn auch die ästhetische Berechtigung des Idyllischen. Das Modell hierzu sieht er im ‚idyllischen Epos'[59] und hier insbesondere in Goethes *Herrmann und Dorothea* gegeben. Entscheidend ist auch hier, dass der dargestellte Zustand als Produkt der Arbeit erscheint:

> So ist hier alles idyllisch, aber nicht in der begrenzten Weise, daß Erde, Flüsse, Meer, Bäume, Vieh usf. dem Menschen seine Nahrung darreichen und der Mensch dann vornehmlich nur in der Beschränkung auf diese Umgebung und deren Genuß erscheint; sondern innerhalb dieser ursprünglichen Lebendigkeit tun sich tiefere Interessen auf, in Verhältnis auf welche die ganze Äußerlichkeit nur als ein Beiwesen, als der Boden und das Mittel für höhere Zwecke da ist – als ein Boden jedoch und eine Umgebung, über welche jene Harmonie und Selbständigkeit sich verbreitet, die nur dadurch zum Vorschein kommt, daß alles und jedes menschlich hervorgebracht und benutzt, zugleich von dem Menschen selbst, der es braucht, bereitet und genossen wird.[60]

Indem Goethe mit dem Hintergrund der Revolutionskriege „den für sich beschränkten Stoff mit den weitesten, mächtigsten Weltbegebenheiten in Beziehung bringt"[61], sind jene „tiefere[n] Interessen" garantiert, zugleich bleibt die dargestellte Sphäre vor allem in ökonomischer Hinsicht geschlossen. Was gebraucht und genossen wird, ist in dieser Sphäre selbst produziert und ruft nicht – wie es

---

[56] Volker Schürmann, *Muße*, Bielefeld 2001, 28.

[57] Schneider, „Einleitung: Antike und Aufklärung", 63.

[58] Hans Ulrich Seeber, „Einleitung", in: Hans Ulrich Seeber/Paul Gerhard Klussmann (Hg.), *Idylle und Modernisierung in der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts*, Bonn 1986, 7–12, 7 f. Solche Konzeptionen spielen auch in Thoreaus Rückzugsexperiment eine Rolle, vgl. dazu den Beitrag von Günter Figal in diesem Band.

[59] Vgl. dazu Helmut J. Schneider, „Gesellschaftliche Modernität und ästhetischer Anachronismus. Zur geschichtsphilosophischen und gattungsgeschichtlichen Grundlage des idyllischen Epos", in: Seeber/Klussmann (Hg.), *Idylle und Modernisierung in der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts*, 13–24.

[60] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *W 13*, 338 f.

[61] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *W 13*, 251.

Hegel an der Erwähnung von Kaffee und Tabak in Voß' *Luise* bemängelt – die „mannigfache[n] Vermittlungen" des Weltmarkts, „überhaupt der modernen Industrie", auf.[62] Insofern in der idyllischen „Beschränktheit privater häuslicher Zustände auf dem Lande und in der kleinen Stadt" noch die „Stoffe" zu finden sind, „welche sich einer epischen Darstellung fügen könnten"[63], bietet die Idylle ästhetische Möglichkeiten, die dem eigentlichen Epos ebenso wie dem Roman als der „modernen *bürgerlichen* Epopöe"[64] mit ihrem Anspruch auf größere Totalität nicht mehr zur Verfügung stehen. Hier lässt sich Arbeit noch so darstellen, als diene sie rein dem Erhalt und der Sicherung eines selbstgenügsamen Zustands.

In der eigentümlichen Zwischenstellung zwischen Epos und überkommener Idylle ist das von Hegel beschriebene Idyllische als Kippfigur zwischen Neuorientierung und Verabschiedung der Idylle erkennbar. Dies entspricht durchaus dem Status der Muße im idyllischen Raum, der nicht mehr vom müßigen Hirten bevölkert, und doch nicht von moderner Arbeit erfüllt ist. Die hier verrichtete Arbeit verdrängt nicht einfach die Muße, sondern tritt an deren Stelle, indem sie aus dem Paradigma unbeschränkter Produktivität heraustritt. Sie ähnelt der Muße darin, dass sie wiederum als Gegenentwurf einer modernen Arbeit konzipiert ist und zugleich vom Müßiggang, zu dem nun auch die rein kontemplative Muße und ihr Statthalter, der poetische Schäfer, zählen, sich unterscheidet.

Diese Umbesetzung eröffnet aber auch den Spielraum für Experimente, die sich einer ästhetischen Form von Produktivität verschreiben und anstelle einer Kontamination von Muße und Arbeit auf die andere Option setzen, den Müßiggang. Schlegels „Idylle über den Müßiggang" aus der *Lucinde* lässt sich in diesem Sinne als ‚polemische Idylle'[65] lesen, die auf der Umbesetzung der bukolischen Muße aufbaut, deren Abwertung in der Idylle als Müßiggang ausbuchstabiert und diesen gerade als solchen für sich in Anspruch nimmt. Schlegels Kompendium unterschiedlichster Muße-Traditionen[66] steht freilich, jenseits der hier mit der Figuration idyllischer Arbeit und dezidiert tätiger Muße beschriebenen Zusammenhänge, im Horizont der idealistischen Poetik Schillers, die er gezielt aufgreift und überschreitet[67], um darin, ohne ihn zu nennen, den müßigen Hirten zu retten.

---

[62] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, *W 13*, 339.

[63] Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik III*, *W 15*, 414.

[64] Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik* III, *W 15*, 392.

[65] Vgl. Viktor Žmegač, „Polemische Idyllen. Utopische Vorstellungen vom Müßiggang in der deutschen Literatur", in: Žmegač, *Tradition und Innovation. Studien zur deutschsprachigen Literatur seit der Jahrhundertwende*, Wien 1993, 152–165.

[66] Vgl. Martin Jörg Schäfer, *Die Gewalt der Muße. Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*, Zürich 2013, 36; Riedl, „Die Kunst der Muße", 24.

[67] Vgl. Mix, „Idyllik, Anti-Idyllik, Aufklärung und Selbstaufklärung", 211; zu konkreten Bezügen in Schlegels Text auf Schiller vgl. John Hibberd, „The Idylls in Friedrich Schlegel's Lucinde", in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft 51* (1977), 222–246, 230–232.

‚The opulent baboos […] filling out [their] cellular tissue with sebaceous deposits'

Körper als Aushandlungsorte von Müßiggang

Pia Florence Masurczak

1. Körperliche Konstitution und prekäre koloniale Herrschaft

„Objectless and hopeless, with its ennui and intemperance and, at times, even despair!"[1] So wird in *The British Army in India* das passive, langweilige Kasernenleben britischer Soldaten in Indien beschrieben. Als Julius Jeffreys nach rund 15 Jahren als Militärarzt in Indien 1858 seine fachlichen, aber auch persönlichen Beobachtungen unter diesem Titel veröffentlichte, muss er sich auf dem Höhepunkt einer Welle medizinisch-politischer Literatur gewähnt haben. 1857 waren die Briten von einem sich schnell ausbreitenden Aufstand der indischen Regimenter innerhalb der britischen Armee überrascht worden und konnten nur mit Mühe die Aufständischen besiegen. Diese Zäsur läutete formell eine neue Ära der Kolonialherrschaft ein, in der Indien nun vollständig der britischen Regierung unterstellt wurde. Insbesondere nach der Niederschlagung dieser ersten großen Rebellion gegen die Kolonialherrschaft erschienen zahllose Ratgeber, Studien und Traktate, die versuchten, die nun offenkundig gewordene Instabilität dieser Herrschaft über den Subkontinent zu erklären. Der Grund wurde von zahlreichen Autorinnen und Autoren in der Degeneration der Soldaten gefunden, so dass ein zentraler Ansatzpunkt die Wiederherstellung der körperlichen Stärke und die Tüchtigkeit der Britinnen und Briten im tropischen Klima Indiens war. Die ohnehin bedrohlich geringe Zahl der weißen Bevölkerung schien durch kranke Soldaten im Besonderen und wehrlose Männer allgemein nur unzureichend verteidigt. Vor dem Hintergrund der Erschütterung durch die Rebellion, drängt Jeffreys in *The British Army in India* nun auf eine wesentlich bessere Ausstattung und vor allem auf eine an modernen medizinischen Maßstäben ausgerichtete Lebensführung der Soldaten und Offiziere. Denn nach dem end-

[1] Julius Jeffreys, *The British Army in India. Its Preservation by an Appropriate Clothing, Housing, Locating, Recreative Employment, and Hopeful Encouragement of the Troops*, London 1858, 175.

gültigen Ende der Kämpfe, so Jeffreys, beginne wieder die bereits beschriebene Langeweile des Kasernenlebens. Die Eintönigkeit des Alltags und die fehlende Abwechslung körperlicher Betätigung sei einer der wichtigsten Gründe für den Verfall der britischen Armee. So erläutert Jeffreys:

> The mortality amongst the European soldiery has hitherto been the most grievous contingency upon the tenure of India, […] which would not prevail to so serious an extent were the active spirits and energy of Englishmen afforded a field for their exercise. It is a life of absolute idleness, worse to a spirited Englishman than the prospect of death, which makes any extremity often preferred by a soldier to a continuance in his present state. They who have the most mind and spirit, who are the farthest removed form [sic!, P.M.] Eastern apathy, can least endure that dormant state which is one of bliss to the native.[2]

Das Leben in „absolute idleness", das Jeffreys hier beschreibt, ist aber gerade nicht für jeden so tödlich, sondern nur für diejenigen, deren Verstand und Geist am stärksten im Kontrast zur vermeintlichen orientalischen Apathie stehen. Es ist, mit anderen Worten, die besondere Konstitution des britischen Körpers und Geistes, die die Nachahmung indischen Müßiggangs zu einer solchen Qual macht.

Jeffreys schlägt also vor, die Soldaten in Friedenszeiten in handwerklichen „workshops" zu organisieren, um ihnen eine ‚sinnvolle' Beschäftigung zu geben. Interessant ist dabei, dass Jeffreys nicht – wie andere Autoren – eine Bücherei zur Verfügung stellen oder eine verstärkte Präsenz der Kirche propagieren will. Es geht ihm also nicht um geistige Erbauung zur Aufrechterhaltung der Moral, sondern um die konkrete körperliche Verfasstheit, um geistige Aktivität, die sich in handwerklicher Arbeit ausdrückt, die den Körper fordert, aber auch diszipliniert. Das wird insbesondere deutlich, wenn Jeffreys später das Gegenbild zum betriebsamen, stets um Tätigkeit bemühten Briten zeichnet, also seine allgemeine Verdammung indischen Müßiggangs ausbuchstabiert. Der ‚lazy native' nimmt hier die Gestalt des „opulent baboo" an, also des sich gehen lassenden, wohlhabenden und gebildeten Bengalen[3]:

> As to the interests the natives have in the presence of the British soldier, […] there cannot be a question that the comparative security with which [they, P.M.] have rested upon their pillows during the present century has been due to that presence. The opulent baboos of the Presidencies, the progressive filling out of whose *cellular tissue* with sebaceous deposits may be taken as the symbol and measure of the progressive filling up of their cellars

---

[2] Jeffreys, *The British Army in India*, 183.

[3] Der Begriff „baboo" oder „babu" ist eigentlich eine Ehrenbezeichnung im Sinne von ‚Herr' und wird dem Namen vorangesetzt. Verwendet wurde der Begriff vor allem in Bengalen für (kleinere) Beamte und Schreiber, also für die Schicht, die oft eine Mittlerfunktion zwischen der indischen Bevölkerung und den Kolonialherren einnahm. Seine pejorative Konnotation nimmt er im Verlauf der britischen Herrschaft an.